

Psycho-Experiment an Kindergärtlern

Vier- bis Sechsjährige werden wochenlang sich selbst überlassen. Sie reagieren aggressiv, verstört. Was angeblich der Suchtprävention dient, wird jetzt zum Politikum.

Philipp Gut

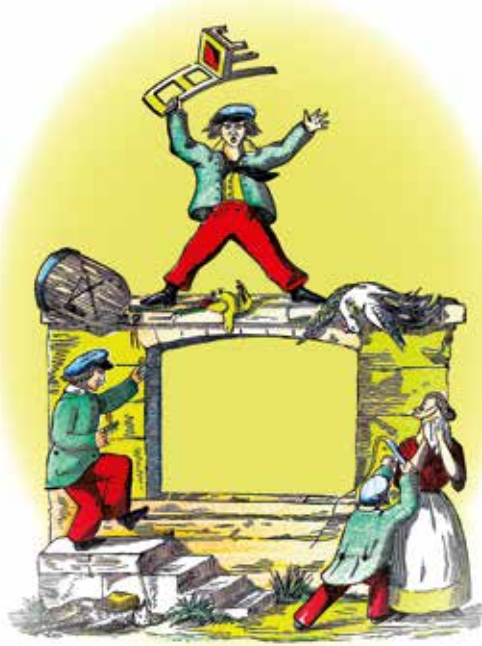
Es ist der letzte pädagogische Schrei – und er sorgt für einen Aufschrei bei Eltern: der sogenannte spielzeugfreie Kindergarten. Im Rahmen der «Suchtprävention» wird dabei der Unterricht über längere Zeit radikal umgekrempelt. Während acht bis zehn Wochen werden die Spielsachen weggeräumt, und die Lehrkräfte überlassen die Kinder mehr oder weniger sich selbst. Sie greifen nur ein, wenn – überspitzt gesagt – Mord und Totschlag droht.

Dadurch erhielten die Kinder einen Freiraum, den sie «eigeninitiativ und kreativ» ausfüllen könnten, heisst es in einem Informationsschreiben für Eltern der Suchtpräventionsstellen im Kanton Zürich. Und es wird die Behauptung aufgestellt, damit würden – in Anlehnung an die von der Weltgesundheitsorganisation propagierten «Life Skills»-Präventionsprogramme – «Lebenskompetenzen trainiert, die später im Leben auch vor riskantem Suchtmittelkonsum schützen können».

Wer's glaubt

Weil sie im Kindergarten also eine Zeitlang machen können, was sie wollen, werden die Kinder später nicht zu Alkoholikern und Junkies? Wer's glaubt. Hier eine Kausalität zu konstruieren, scheint doch sehr gewagt. Wie will man dazu verlässliche Aussagen machen? Beobachtet man die Kinder und späteren Erwachsenen sowie entsprechende Vergleichskohorten, die nicht «spielzeugfrei» erzogen wurden, über Jahrzehnte?

Natürlich nicht. Trotzdem behauptet der Kanton: «Das Projekt wirkt.» Die Pädagogische Hochschule Zürich habe es untersucht und dabei «positive Wirkungen» festgestellt – allerdings im Rahmen einer Auftragsstudie der projektverantwortlichen Suchtprävention. Ein Schuft, wer Böses dabei denkt. Beteiligt waren daran auch die Pädagogische Hochschule Thurgau sowie die Universität Konstanz. Die Wissenschaftler wollen dabei allen Ernstes einen «Zuwachs in Bezug auf die Lebenskompetenzen» festgestellt haben. Dabei wiederholen sie einfach die Behauptung der Suchtprävention, dass



«Es wirkt»: aus dem «Struwelpeter».

Sucht so verhindert werden könne, ohne dass sie dies auch nur annähernd untersucht hätten. Wie denn auch?

Vielmehr finden sich selbst in den offiziellen Evaluationen solcher Projekte, die auch in anderen Kantonen durchgeführt werden, durchaus Signale, die der vermittelten schön-

Die Lehrkräfte greifen nur ein, wenn – überspitzt gesagt – Mord und Totschlag droht.

färberischen Darstellung widersprechen. In einer Auswertung der Suchtprävention Aargau berichten Eltern, dass ihre Kinder durch das Experiment «zunehmend aggressiver», «sehr gereizt», «sehr müde», «aufgewühlt», «richtig deprimiert» waren oder «mehr die Konfrontation» suchten. Ihr Kind sei zuvor «sehr gerne und mit grosser Freude» in den Kindergarten gegangen, berichtet ein Elternpaar. Dies habe sich mit dem Beginn des Experiments «schlagartig» geändert. Es habe «weitreichende Aus-

wirkungen auf das Verhalten sowie das Wohlbefinden des Kindes» gehabt. Ist es das, was die Verantwortlichen unter «Stärkung der Lebenskompetenzen» verstehen?

Weiter steht die Frage im Raum, was denn die bezahlten Lehrkräfte in dieser Zeit tun und wie es um die Vermittlung des regulären Unterrichtsstoffs steht. Dies gilt umso mehr, als die Kindergärten mit dem Lehrplan 21 ja zum Stufenplan der Volksschule gehören und es deshalb auch viel schwieriger geworden ist, Kinder vom Unterricht dispensieren zu lassen und beispielsweise ein paar Tage früher in die Ferien zu verreisen. Und nun soll also praktisch ein ganzes Quartal zugunsten dieses organisierten Chaos ausfallen? Die Zürcher Suchtpräventionsstellen fegen dies mit der lapidaren Bemerkung hinweg, die «Stärkung von Lebenskompetenzen» sei Teil des Lehrplans 21, das Projekt lasse sich «zielführend ins Schulprogramm einbetten».

Schockierte Eltern, alarmierte Politik

Betroffene Eltern sehen es kritischer. Sie sei schockiert gewesen über die Aussagen an einem Elternabend über das Projekt, es sei «ganz normal», wenn die Kinder verstört und traurig nach Hause kämen, stundenlang nicht mit den Eltern reden wollten oder sofort schlafen gingen, sagt die Mutter Jane Bailey aus Zürich. Dort ist der seltsame Lebendversuch an den Kleinen inzwischen zum Politikum geworden. Drei Gemeinderäte der Schweizerischen Volkspartei (SVP) stellen dem Stadtrat in einer Interpellation vom 25. Februar 2026 eine Reihe von Fragen. So wollen sie wissen, woher die Annahme stammt, dass Kindergartenkinder als potenzielle Risiko- oder Problemgruppe im Sinne von Sucht, Aggression oder Gewalt betrachtet werden müssten, welche konkreten empirischen Befunde es rechtfertigten, bei vier- bis sechsjährigen Kindern präventiv Stress und Frustration zu erzeugen, oder ob man ein vergleichbares Vorgehen mit gezielt herbeigeführter Belastung zur Verhaltensformung auch bei Erwachsenen ohne deren Einwilligung akzeptieren würde.